BERND SCHEFFER

Moderne Literatur läßt sich nicht länger sprachtheoretisch begründen

Helmut Heißenbüttels Theorie als Beispiel

Was ist geblieben von der »Experimentellen Literatur«, von der »Konkreten Poesie«, von der »Literatur der Moderne«? Eine gleichbleibend interessante Praxis, bestenfalls? Sicher ist ein spürbarer Theorieverlust eingetreten: Die alten sprach- und werkimmanenten Theorieslogans und die autor- bzw. leserfreie Interpretationsmetaphorik (»Das Sprachmaterial schichtet sich selbst um«) kann man nicht mehr gut wiederholen; ein korrigiertes oder gar ein neues theoretisches Konzept gibt es nicht; und eine streitbare Programmatik, die noch weiter veränderte Schreibweisen provozieren könnte, fehlt ebenso; die vorwiegend oder ausschließlich sprachtheoretische Begründung der neuen Literatur hat sich immer deutlicher als Mißverständnis herausgestellt: deutlich wurde, daß auch die Literatur der Moderne weder allein noch primär über Sprachprozesse zu erfassen ist. Zeigen läßt sich dies am Beispiel der theoretischen Schriften von Helmut Heißenbüttel.

Für die Anhänger und aufgeschlossenen Interessenten der »Literatur der Moderne«, der »Experimentellen Literatur« ist Heißenbüttel derjenige Autor, der sich am gründlichsten mit den theoretischen Fragen dieser Literatur auseinandergesetzt hat.[1] Nur wenige theoretische Schriften schienen auch mir so gut geeignet, die Literatur im 20. Jahrhundert zu verstehen, wie die Helmut Heißenbüttels; bei genauerer Überprüfung zeigt sich jedoch, daß sich kaum eine der zentralen Thesen Heißenbüttels außerhalb seiner eigenen Programmatik absichern läßt; Heißenbüttels theoretische Schriften wirken vor allem auch aufgrund ihrer suggestiven Stimmigkeiten.

Heißenbüttel hat zwar verschiedentlich darauf hingewiesen, daß er nicht den Anspruch erhebe, eine umfassende, systematische oder gar wissenschaftlich überprüfte Theorie der Literatur im 20. Jahrhundert vorzulegen; allerdings wollte Heißenbüttel »Vorschläge für eine mögliche theoretische Durchdringung der Literatur im 20. Jahrhundert«[2] entwickeln, und Heißenbüttel hat diese Vorschläge durchaus programmatisch verstanden – zwar nicht all-

---

[1] »Heißenbüttel ist unter den zeitgenössischen deutschen Autoren gewiß derjenige, der sich am umfassendsten und intensivsten theoretisch mit Fragen der Literatur auseinandergesetzt und über sie geäußert hat.« (Helmut Scheffel, in: *FAZ* vom 10. Oktober 1967) – »... für eine bestimmte Generation und Gruppe von Kritikern und Lesern ... war und ist er – neben Walter Benjamin und Theodor W. Adorno – der wichtigste Anreger, Gesprächs- und Widerspruchspartner beim Nachdenken über eine Poetik der zeitgenössischen Literatur, bei der theoretischen Durchdringung der Literatur des 20. Jahrhunderts.« (Jörg Drews, in: *Merkur*, Nr. 397, Juni 1981).

[2] Helmut Heißenbüttel, *Über Literatur*. Olten: Walter 1966.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

seits verpflichtend, aber doch mit dem Anspruch, richtungweisend zu werden. – Welche Kritik ist bei einer Autorenprogrammatik überhaupt möglich? Sprach- und literaturwissenschaftliche Theorien sind natürlich kritisierbar (wenn auch nicht voraussetzungslos); hat demgegenüber eine Autorenpoetik, eine Programmatik einen exterritorialen Status der Nichtkritisierbarkeit, auch dann noch, wenn sich ihr Verfasser, wenn sich Heißenbüttel in allen zentralen Voraussetzungen seiner Programmatik auf Philosophen und Sprachwissenschaftler als Zeugen beruft? – Der Theorieverlust dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß Heißenbüttels beispielhafte theoretische Konzeptionen (sprach-)wissenschaftlich unzutreffend sind, und daß dies deutlicher geworden ist, als niemand mehr so recht an Sprach- und Werkimmanenz glauben wollte.

Die Grundannahmen der Sprachkonzeption Heißenbüttels können in einer ersten Annäherung so skizziert werden:
Heißenbüttel geht aus von einer *Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt:* »Diese Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt, Weltverständnis, Weltorientierung, wird heute immer mehr zur allgemeinen Überzeugung. Den Forschungen der sprachwissenschaftlich interessierten Ethnologen kommen die Einsichten der Philosophen und der Semantiker entgegen.« *(Über Literatur)* – »Erst was von der Literatur sagbar gemacht wird, bestimmt das Sagbare; ja bestimmt das, was es *überhaupt gibt*; denn es gibt nur das, was ausgesprochen werden kann.«[3]
Weiter setzt Heißenbüttel eine andauernde *Vorurteilshaftigkeit von Sprache* voraus, wobei ihm besonders »das alte Grundmodell der Sprache von Subjekt-Objekt-Prädikat« überholt erscheint – und zwar im Zusammenhang mit der Annahme, die »Phänomenologie des Subjekts« sei »an ihrem Ende angekommen«: »Wenn der Begriff des Subjekts ... bewahrt werden soll, muß er als etwas Multiplizierbares gedacht werden. Ich bin nicht ich, sondern eine Mehrzahl von Ich. Eine solche Uminterpretation antwortet den Kategorien der Humanwissenschaften und der Spezialphilosophien.« *(Über Literatur)*
Wenn Sprache vorurteilshaft ist, wenn aber Welt nur in Sprache präsent wird, dann muß *jede Veränderung, zumal jede Veränderung qua Literatur* – so könnte man Heißenbüttels Folgerung zuspitzen – *als Veränderung der Sprache* ansetzen, besonders als Brechung der Subjekt-Prädikat-Objekt-Relation: Mit einer »antigrammatischen Redeweise« versucht Heißenbüttel, die Literatur aus der vorurteilshaften »Kommunikationssphäre der Sprache« herauszuhalten. Im Zuge der so erzielten Verfahrensemphase – »Die Veränderungen der Sprache bedeuten Veränderungen der Weltinterpretation« *(Über Literatur) – erledigt sich für Heißenbüttel dann auch das Subjekt-Problem: durch Sprachimmanenz, durch ›Sprache pur‹;* das Sprachmaterial handelt selbst, die Semantik wird materialisiert, das Medium bildet »den einzigen und absoluten Bezug«, nachdem die Phänomenologie des Subjekts an ihr

[3] Helmut Heißenbüttel, *Zur Tradition der Moderne*. Neuwied: Luchterhand 1972.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Ende gekommen ist: »Das Medium, das seine Inhaltslosigkeit ausdrücklich offenbart, löscht den Bezugspunkt, den der Einzelne wie die Gesellschaft in sich hatten, aus und bildet den einzigen und absoluten Bezug.« *(Zur Tradition der Moderne)* Diese Art der Entsubjektivierung der Literatur verstand Heißenbüttel auch als Annäherung von Wissenschaft und Literatur.

Trotz einiger Ergänzungen, trotz einiger Abschwächungen in der Formulierung seiner Vorschläge ist Heißenbüttel bis in die achtziger Jahre hinein dabei geblieben, Literatur im 20. Jahrhundert sprachmateriell zu begründen; und die auf Materialaspekte ausgerichtete Sprachauffassung ergibt ohne weitere Zusätze, gleichsam restlos auch seine Literaturauffassung. – Angetreten war Heißenbüttel mit der Bezeichnung einer Situation, in der »die Literatur sich darauf verwiesen sieht, die Organisationsmittel der Sprache selbst auszunutzen, aus dem Vorrat der Sprache heraus zu arbeiten, sich sprachimmanent zu verhalten und zuzusehen, was das Medium hergibt«.[4]

Natürlich geht es hier nicht darum, Heißenbüttel irgendwelche Versäumnisse nachzuweisen (zumal wenn sie zwanzig Jahre zurückliegen sollten); zeigen will ich aber, daß Heißenbüttel vor zwanzig Jahren eine für die »Literatur der Moderne« repräsentative theoretische Konzeption entworfen hat, deren Widersprüche eine Zeitlang nicht auffällig wurden – zunächst im Zuge der anhaltenden Werkimmanenz-Theorie und später durch die Ignorierung dieser Widersprüche, als alle Diskussionen über Literatur von vornherein »politisch« zu sein hatten; diese Widersprüche bilden bis heute die theoretische Grundlage der »Literatur der Moderne« – nicht unbedingt deswegen, weil Heißenbüttel oder andere noch unbedingt an die früheren Thesen glauben, sondern weil bis heute keine Kritik stattgefunden hat, die die Praxis der »Literatur der Moderne« besser und sachgerechter fundieren könnte.

*

Zwar ist Sprache im Umgang mit Literatur das Medium, mit Hilfe dessen »Welt« – zunächst – überhaupt präsent wird, aber die »Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt« – zumal in der Ausschließlichkeit, in der diese Gleichsetzung bei Heißenbüttel auftritt – gilt in der Sprachwissenschaft als überholt; durchaus auch mit Blick auf Heißenbüttel hat Harald Weinrich schon 1968 in seinen *Linguistischen Bemerkungen zur modernen Lyrik* (*Akzente,* Heft 1) die alte These vom »sprachlichen Weltbild« (Humboldt, Sapir, Whorf, Weisgerber) als »grundfalsch« bezeichnet – gerade auch im Hinblick auf die völlige Überschätzung der Struktur von Subjekt-Prädikat-Objekt.

---

[4] Helmut Heißenbüttel, Heinrich Vormweg, *Briefwechsel über Literatur.* Neuwied: Luchterhand 1969. – Übrigens versuchte Heißenbüttel, mit dieser Sprachimmanenz auch ideologisch unverfälschte Maßstäbe für die Kritik zu gewinnen: »Ob man sich wie Reich-Ranicki auf Geschmack oder wie Enzensberger und Michel auf Marx beruft, kommt auf dasselbe hinaus. Man will, was man sagt, nicht allein vor sich selbst und innerhalb der Eigenbezüglichkeit der Sprache verantworten, sondern messen können an Objektivitäten, die in Wahrheit bloß ideologische Rückversicherungen sind … Ich urteile sprachlich immanent.«

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Entgegen der üblichen Wittgenstein-Zitate durch Heißenbüttel: Die Grenzen der Sprache sind nicht die Grenzen der Welt – auch nicht im Fall des Umgangs mit literarischen Texten. Der Korrekturvorschlag betrifft die Einbeziehung vor- und außersprachlicher Wahrnehmungen. Eine umfassende Semantik der Literatur, eine umfassende Theorie ihrer »Bedeutungen« kann sich weder auf Texte noch auf Sprache allein beschränken (wie sich auch im folgenden noch zeigen wird).

Heißenbüttel jedenfalls bemüht sich – noch in einem Rückblick auf 25 Jahre Konkrete Poesie – um die sprachgebundene Wahrnehmung allein: »Daß unsere Erlebnisqualität und unsere Erlebnismaterialität sprachlicher Natur ist, das gilt es zurückzuentdecken.« (*Protokolle,* Heft 1, 1978) Und wenn Heißenbüttel später, frühere Positionen einschränkend, darauf hinweist, »daß auch unsere Anschauungen und unser Gedächtnis zu einem entscheidenden Anteil sprachlichen Charakter haben«[5], so wäre auch dabei noch zu ergänzen, daß sie zu einem nicht weniger entscheidenden Anteil eben auch vor- und außersprachlichen Charakter haben. Die materielle Basis der Anschauungen, des Gedächtnisses, der Wahrnehmung allgemein ist nicht die Sprache, sondern diese Basis wäre zu konzipieren als ein (neuro-)physiologisch determinierter Gesamtprozeß, innerhalb dessen – auch im Fall der Textwahrnehmung – der sprachliche Anteil nur einen Faktor darstellt; man ist von Texten nicht allein deshalb beeindruckt, nur weil man dann nach der Lektüre schon wieder Worte dafür hat: Von den andauernden wortlosen, vor- und außersprachlichen Wahrnehmungen läßt sich lediglich nicht gut reden (und nur deswegen konnte die Illusion entstehen, eine Wahrnehmung fange überhaupt erst mit Sprache an). Gerade zur theoretischen Durchdringung der »Experimentellen Literatur«, der »Literatur der Moderne« ist eine Konzeption unentbehrlich, die Textwahrnehmung versteht als Mitvollzug nichtsprachlicher und vorsprachlicher »Beschreibungen«, als Mit-Vollzug nichtsprachlicher und vorsprachlicher »Nominierungen«.

Die von Heißenbüttel vorausgesetzte, spezifische Vorurteilshaftigkeit von Sprache stünde in Widerspruch zu seiner »Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt« – wie soll man etwas von den Vorurteilen der Sprache wissen, wenn Sprache, wenn das Sagbare das bestimmt, was es überhaupt gibt? –, es sei denn, man versteht Sprache als ein Medium, das nicht nur vorurteilshaft ist, sondern zugleich auch eben dies selbstkritisch und vor allem autonom demonstrieren kann; genau um ein solches Verständnis bemüht sich Heißenbüttel; er bemüht sich um »alle der Sprache innewohnenden Zersetzungsfermente«; in der Montage zum Beispiel, »enthüllt die Sprache den Zustand ihrer eigenen Objektivation, sie erkennt sich selbst, und das ist das Kriterium ihrer Literarität«. *(Über Literatur)*

Heißenbüttel vertraut darauf, daß Sprache durch methodische Maßnahmen gleichsam nur entfesselt zu werden brauche, daß Sprache für sich selber

[5] Helmut Heißenbüttel, *Von fliegenden Fröschen, libidinösen Epen, vaterländischen Romanen, Sprechblasen und Ohrwürmern.* Stuttgart: Klett-Cotta 1982.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sprechen könne; Heißenbüttel unterliegt, ähnlich wie die meisten Autoren der »Konkreten Poesie«, der »Illusion der Selbstevidenz von Sprache«.[6]

Nur aufgrund von Äquivokationen, nur aufgrund seiner erheblich verkürzenden Gleichsetzung von »Subjekt« (als Erfahrungsinstanz) und »Subjekt« (als Satzgegenstand) kann Heißenbüttel überhaupt zu der Annahme gelangen, der Angriffspunkt der Literatur habe das grammatische Grundmodell von Subjekt-Prädikat-Objekt zu sein; der ans Ende gekommenen Phänomenologie des Subjekts sei zu entsprechen durch »antigrammatische« Verfahrensweisen: »Satzsubjekte, Satzobjekte, Satzprädikate fallen weg, weil die Erfahrung, von der geredet wird, außerhalb der eindeutigen Subjekt-Objekt-Beziehung steht. Nur die Formulierung, die eines der Glieder im alten Grundmodell offen läßt, vermag darüber etwas zu sagen.« *(Über Literatur)*

Demgegenüber kann man aber gerade am Beispiel satzgegenstandsloser Texte, am Beispiel von Montagetexten etwa zeigen, daß sich weder für Textproduktion noch für Textrezeption eine subjektunabhängige Situation der Sprachverwendung erzielen läßt (»subjektunabhängig« jedenfalls dann, wenn die These von den autonomen Leistungen des »Sprachmaterials selbst« gelten sollte): Jeder Text scheint von einem Punkt auszugehen. Diese perspektivische Sichtweise, diese Art der Subjektabhängigkeit, diese Autorsimulation ist grundsätzlich nicht stornierbar; auch bei radikal reduzierten Textformen – etwa den Alphabet-Gedichten von Paul Eluard oder Kurt Schwitters – ist die Autorsimulation nicht gänzlich außer Kraft gesetzt. (Wenn man so will, ist sie sogar in verstärkter Weise jetzt präsent bei diesen »Texten ohne Verfasser«.) Die perspektivische Position entsteht dadurch, daß sich bei jedem Text die Sprachverwendung aus einer Auswahl ergibt, die zugleich als zwingend erscheint; die perspektivische Position in der Sprachverwendung ist so hartnäckig, daß eine Brechung der Subjekt-Prädikat-Objekt-Relation kaum die Ziele erahnen läßt, die Heißenbüttel erreichbar glaubt. – Und wie alles, was sich überhaupt wahrnehmen läßt, wird natürlich auch die Auflösung des Subjekts, wird natürlich auch das »multiple Subjekt« subjektabhängig, subjektzentriert wahrgenommen; eine neuerliche Fiktion eines autonomen Subjekts ist damit nicht gemeint.

Weil sich ein Subjekt nicht mehr als Ausgangspunkt setzen lasse, versucht Heißenbüttel nun, »Sprachmaterial« als Ausgangspunkt, als Instanz zu setzen: Sprache steht dann »als Sprache selbst: als das letzte Reduzierbare«. (*Akzente,* Heft 2, 1965) Vorurteilshaft ist für Heißenbüttel primär die Grammatik, denn andererseits scheint es für Heißenbüttel sicher zu sein, daß Sprache Wirklichkeit speichert; Literatur »verläßt die Relaisstation des Imaginativen und erfaßt die Welt unmittelbar in dem, was die Sprache selbst von ihr wiedergibt.« *(Über Literatur)* Heißenbüttel gerät selber in den Sog einer Konzeption, die er im Fall von Marshall McLuhan kritisiert – nämlich anzunehmen, das Medium sei die Botschaft und enthalte die Botschaft ganz.

---

[6] Hans Jürgen Heinrichs, *In der Folge der konkreten Poesie.* In: *Spielraum Literatur.* München: text + kritik 1973.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Die »Bindung an einen bestimmten Autor« (›Der Leser‹ war damals noch von niemandem entdeckt) verliere Literatur durch Verlagerung »in den Bereich der Sprache selbst, die nun als der Speicher eines allumfassenden überpersonalen Gedächtnisses erscheint. Die Wendung der literarischen Rede geht dahin, die Speicherungen dieser Vorratskammer auszulösen.« *(Zur Tradition der Moderne)* Heißenbüttel versteht Sprache als Speicher, der gleichsam ohne Personal arbeitet; nicht was das Personal (Autor, Leser) mit Sprache machen könnte, in Sprachmaterial hineindeuten oder daraus herauslesen könnte, wird in der Literatur wirksam: »Nicht was sich in kunstvollen Kombinationen in sie hineindeuten läßt, wird literarisch wirksam, sondern das, was die Wörter von sich aus herzugeben vermögen; was in quasi atomarer Bedeutungsspeicherung sich in ihnen gesammelt hat (und was nun wieder freigesetzt werden kann).« (*Akzente,* Heft 2, 1965)

Natürlich sieht auch Heißenbüttel, daß Sprachmaterial nicht neutral ist, »so als ob statt der Kleckse, Verlaufungen und Pinselschläge nun Wörter und Satzbruchstücke verwendet würden« *(Über Literatur),* aber Heißenbüttel versteht die Bedeutungsmöglichkeiten des Sprachgebrauchs nicht als Bedeutungsmöglichkeiten der jeweils aktuellen, spezifischen Sprachverwendungssituation; sie gelten bei Heißenbüttel als Möglichkeiten innerhalb einer autonomen Speicher-Mechanik: Heißenbüttel standardisiert und materialisiert (und metaphorisiert in der Erklärung) die Bedeutung von Sprache: »Die Materialität der Sprache liegt in den Bedeutungsfeldern, -varianten und -nuancen. Diese führen ein Eigenleben.« *(Briefwechsel über Literatur)*

Sprache ist ein Vehikel, kein Speicher von Bedeutungsmöglichkeiten; Sprache »speichert« möglicherweise Anlässe; gerade weil Sprache nichts speichert, läßt sie sich überhaupt als historisches Phänomen fassen; wie man es auch dreht und wendet, Sprache bleibt funktional – gebunden an spezifische Situationen und gebunden an die Kompetenz des jeweiligen Personals.

»Verfolger verfolgen die Verfolgten. Verfolger aber werden Verfolgte ...« – Heißenbüttels Text »Politische Grammatik« funktioniert nicht auf der Basis einer Eigendynamik der in den Vokabeln gespeicherten »Bedeutungshöfe«, sondern auf der Basis der jeweils voraussetzbaren Vorkenntnisse des jeweils beteiligten Personals; dabei wird – aufs Ganze einer einzelnen, möglichen Rezeption gesehen – sehr wenig »aus der Sprache selbst« abgeleitet. Die notwendige Vorkenntnis, daß es Verfolger gibt und Verfolgte, die selber wieder Verfolger werden – diese Vorkenntnis wird lediglich verändert angestoßen und akutalisiert. (Im übrigen dürfte die Erfahrung des Verfolgtseins vermutlich eher körperlich »gespeichert« sein als sprachlich.) – Die Zeile »ich gehe in mir herum ein Zeichen sind wir fallend« *(Textbuch 4)* kann nicht speichern, daß sie aus der zweiten Fassung (1803) von Hölderlins »Mnemosyne« (»Ein Zeichen sind wir, deutungslos«) zitiert; und »abrufen« kann diesen Bezug nur, wer ihn schon in seinem Kopf »gespeichert« hat.

Ausgehend von seiner Annahme, Sprache sei ein Speicher von »Welt«, formuliert Heißenbüttel keine Erfahrungszweifel, sondern Artikulationszweifel; das gilt der Tendenz nach auch noch, als Heißenbüttel später von einer »Differenz zwischen Erfahrung und Ausdruck« spricht, die mit den literarischen

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Mitteln der fünfziger und sechziger Jahre nicht (mehr) aufzuheben sei, »wo Erfahrung nicht nur unartikulierbar scheint, sondern wo sie als von Grund auf unartikuliert empfunden wird, nicht unterzubringen irgendwo, sondern nur erst auszuhalten, bloß zu behalten«.[7] Wenn aber Ausdrucksprobleme (immer noch?) über Erfahrungsprobleme dominieren, dann entschärft sich jede Sprachskepsis doch wieder in Richtung auf den alten Unsagbarkeitstopos: ›Mit fehlen (im Moment) die Worte!‹

Im Zuge seiner Vorstellung von der Sprache als Speicher reduziert Heißenbüttel auch die Autorrolle; der Autor stellt Methoden bereit, nicht Erfindungen, nicht Einsichten: »Es entstehen am Ende literarische Werke, um nur bei diesen zu bleiben, in denen der Ausdruck so viel aufgesogen hat, daß Erfahrung nur noch in ihnen ist, losgelöst von dem, der schrieb, dieser, der die Erfahrung gemacht hatte, zurückgeblieben wie eine leere Larve, Prousts *Recherche* zum Beispiel oder *Finnegans Wake* von James Joyce.« (Nachwort zu Gerz) Sein eigenes Buch *D'Alemberts Ende* (1970), zusammengesetzt aus Zitaten und Zitat-Umstellungen, kennzeichnet Heißenbüttel als den Versuch, gleichsam ein Buch zu schreiben, das nicht von ihm selbst stamme.

Heißenbüttel erhofft sich, daß Literatur vom »Subjektiven und vom gewohnt Verbindlichen weg ins Anonyme und Kollektive«[8] der Sprache geht; Heißenbüttel erhofft sich durch Hinwendung des Literaturmachens ins Methodische, »daß das, was noch immer Literatur genannt werden muß, allgemein wird. Daß der alte Traum von der Gemeinsprache der Literatur realisierbar ist, nicht auf der Regression der pseudohumanistischen und pseudosubjektiven Klichees, wie es die dogmatische kommunistische Kulturideologie und die restaurativen Kulturbewahrer der westlichen Welt wollen, sondern in der Befolgung der nachsubjektiven progressiven literarischen Methoden.« *(Über Literatur)*

Heißenbüttel prognostiziert, »daß sich die Grenze zwischen Autor und Leser schließlich verwischen wird« – durch das memorierende Nachüben des Lesers, durch eine Art Umkehrung des Produktionsvorgangs. Dies versteht er als Aufwertung des Lesers gegenüber seiner konventionellen Rolle. Doch dieser Leser nähert sich einer ja gerade reduzierten Autorrolle, und dies ist in einem Gesamtprozeß der Textproduktion und Textrezeption zu sehen, der gegenüber konventionellen Textprozessen gerade durch die »Selbstevidenz« des Sprachmaterials definiert ist; insgesamt läuft es also auf eine Abschwächung der Leserrolle hinaus. – Den gegenwärtigen »Riß« zwischen den gebildeten und den weniger gebildeten Lesern versteht Heißenbüttel sprachlich, und die Riß-Überbrückung, die er in seiner Büchner-Preis-Rede (1969) erwägt, ist sprachlich: durch eine Literatursprache »die für beide gleich weit weg ist« – basierend auf der Illusion von einer »Sprachkompetenz die jeder hat«. – Eine Frage beantwortet Heißenbüttel durchgängig nicht, nämlich wie

[7] Nachwort zu Jochen Gerz, *Das dritte Buch*. Spenge: Klaus Ramm 1980.

[8] In: Thomas Kopfermann (Hrsg.), *Theoretische Positionen zur Konkreten Poesie*. Tübingen: Niemeyer 1974.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Texte das machen, das leisten, was er ihnen attestiert. In seinen theoretischen Schriften ruft Heißenbüttel in die Sprache das hinein, was für ihn vermeintlich aus der Sprache selbst herausschallt.

Heißenbüttels Versuch, in fundamentaler Opposition (und nicht etwa nur im Tendenz-Unterschied) zu einer symbolischen, zu einer metaphorischen Redeweise ein literarisches Reden zu konzipieren, das sich im »wörtlich Gesagten« abspielt, das den eigenen Wortlaut nicht übersteigt, beruht von Anfang an auf dem Mißverständnis, man könne Literatur allein aus Worten so machen, daß sie mit konventionellen Inhalten, mit Ideen überhaupt nichts mehr zu tun habe – aus Sprache pur: »Es scheint heute etwas in Vergessenheit geraten zu sein, daß Literatur nicht aus Vorstellungen, Bildern, Empfindungen, Meinungen, Thesen, Streitobjekten, ›geistigen Gebrauchsgegenständen‹ usw. besteht, sondern aus Sprache, daß sie es mit nichts anderem als mit Sprache zu tun hat.« *(Über Literatur)*

In dieser Sichtweise Heißenbüttels funktioniert die neue Literatur noch nicht einmal mehr vor dem konventionellen Hintergrund, von dem sie sich abstößt; Heißenbüttel bestimmt nämlich die »Autonomität des literarischen Sprechens gegenüber der Abhängigkeit der ordinären Sprechweise vom Tatsächlichen des Mitzuteilenden«. *(Briefwechsel über Literatur)* »Die Sätze sind gleichsam Spielsätze, die über etwas informieren, indem sie die mögliche Information auflösen. Denn indem ich etwas über das Geschrei eines Krokodils (ein scheinbar sehr folgerichtiges Geschrei) erfahre, erfahre ich nichts als diesen Satz. Dieser Satz hat keine Entsprechung in der realen Welt. Er hat aber auch keine in irgendeiner phantastischen ausgedachten, irrealen Welt. Der Anschein, das sei doch so, trügt und muß durchschaut werden.« *(Über Literatur)*

Eine Menge Belege ließen sich anführen, in denen Heißenbüttel von der »Autonomität« der Sprache, von der Abschließbarkeit des sprachlichen Innenbezugs spricht, von Texten, aus denen die Fakten eliminiert seien, die keinerlei Sorte an Vorkenntnissen verlangten, die wortwörtlich sich selber und sonst nichts bedeuteten. – Bis heute, im Katalog zur Kurt-Schwitters-Ausstellung (1986), spricht Heißenbüttel, Texte von Schwitters als Beispiel nehmend, von »einer Methode, mit Hilfe derer Schwitters die Sprache, das System der Sprache aus sich selber Literatur machen und Vorstellung anregen, wecken, erzeugen ließ«. Damit wird eine gegenüber der konventionellen Literatur verstärkte Tendenz der Textgestaltung, nämlich aufgrund der zusätzlichen Möglichkeiten, die orientiert am Sprachmaterial verfügbar werden, von Heißenbüttel verabsolutiert: Zwar kann man nicht sagen, die Redefiguren von Kurt Schwitters seien im Sinne konventioneller Sprachfiguren zu verstehen, aber als »reine, durch den ›Verbrauch‹ der Attribute hervorgeholte ›Nominalität‹« lassen sie sich keinesfalls verstehen; wäre das so, dann wären die Schwitters-Texte nicht nur schwierig, sondern schlechthin unverständlich – ja es gäbe sie noch nicht einmal; »reine Nominalität« läßt sich überhaupt nicht (aus)denken.

Es charakterisiert Sprache, daß das, worauf dabei verwiesen wird – sei es nun real oder nicht –, daß das dabei Bezeichnete als etwas von der Sprachver-

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

wendung Getrenntes erscheint. Noch in den reduziertesten Texten der »Experimentellen Literatur« verweist Sprachverwendung auf etwas Anderes.[9] Noch im radikalsten Text von phonetischer oder visueller Poesie weist Sprachmaterial über sich hinaus, es verliert nie eine (para-)semantische Komponente; gerade weil Lautgedichte sich sprachlichen Materials bedienen, sind sie nicht frei von der Tendenz, etwas zu bezeichnen. – Die häufig wiederholten Behauptungen, »Konkrete Poesie«, »Experimentelle Literatur« seien sinnlos, inhaltsleer, gehaltlos, rein formal, pure Spielerei, sind daher auch nichts anderes als ein unsinniges Urteil der betreffenden Kritik. (Natürlich verweist auch die gegenstandslose Malerei nicht nur auf sich selbst, wie oft behauptet wird, – sie verweist lediglich nicht auf Gegenstände.)

*

Welt, oder besser: Wirklichkeit im Sinne von Alltagswirklichkeit läßt sich durch die Methoden einer veränderten literarischen Sprachverwendung zwar zurückdrängen, vielleicht auch abstoßen, aber daraus entsteht keine autonome Sprach-Wirklichkeit. Der Versuch, mit Texten »Information in der Sprache über Sprache und nur das« (Max Bense) zu machen, kann nicht gelingen; wenn Sprache in der Literatur thematisiert wird, wird immer wieder eine Sprachverwendungssituation thematisiert, die von der Situation, in der die Thematisierung vorgenommen wird, grundsätzlich als getrennt erscheint. Die »Experimentelle Literatur«, die »Literatur der Moderne« bleibt auf Außersprachliches bezogen, weil sie immer von etwas redet, was eine historische, gegenwärtige oder utopische oder imaginäre Wirklichkeit hat, weil sie nie Sprache und Literatur allein zum Thema machen kann. Es gibt keine Struktur-Mitteilung. Struktur-Mitteilung mag ein Tendenzeffekt der neuen Literatur sein, zugegeben, aber es ist völlig unmöglich, ihn gleichsam pur zu erzeugen.

Positiv zu werten ist die Praxis der »Experimentellen Literatur«, der »Neuen Poesie« überhaupt nur deshalb, weil die Bemühungen der Autoren, auf Sprache allein zu zielen, dann doch wieder die Welt treffen. Sprachverwendung richtet sich grundsätzlich auf etwas, was genau damit nicht gesagt ist; Sprachverwendung übersteigt grundsätzlich den Wortlaut (was immer das sein soll: »Wortlaut«); das, was Sprache bezeichnet, bezeichnet grundsätzlich auch immer etwas, was gar nicht »wörtlich« zur Sprache kommen kann; ein Text ist grundsätzlich (in welcher Form auch immer) eine Vorformulierung dessen, was er scheinbar restlos sagt; in dieser Täuschung liegt ja

[9] Heinrich Vormweg hat in seinem Briefwechsel mit Heißenbüttel zunächst hartnäckig versucht, Heißenbüttel darauf hinzuweisen, »daß niemand sich mit dem Eigenleben des Sprachmaterials zufrieden gibt, ja daß es unmöglich zu sein scheint, dies Eigenleben praktisch zu bestätigen. Sogar wo die Materialität der Sprache ausdrücklich Stoff und Thema ist, treffen die Texte über sie hinaus.« Offenkundig passen Heißenbüttel diese Hinweise damals nicht; er bricht die Diskussion darüber abrupt ab, und Heinrich Vormweg setzt seinerseits von da an das Gespräch im Austausch zierlicher Komplimente fort.

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

der Witz jeder Sprachverwendung; es besteht kein Grund, auch noch in der Theorie darauf hereinzufallen.

In Verbindung mit seinem Konzept der »Halluzinatorik« versteht Heißenbüttel die neue Literatur als eine »sprachliche Verdoppelung der Welt«. Heißenbüttels Konzept der »Halluzinatorik« scheint mir durchaus fähig, die Grundlage der zur Zeit fehlenden, der neuen Theorie der »Experimentellen Literatur«, der »Literatur der Moderne« zu bilden; vorerst jedoch ist das Konzept der »Halluzinatorik« verstellt etwa durch Äquivokationen zwischen »Welt« und »Welt« (aus Sprache); durch eine bestimmte Metaphorik (»mündig gewordenes Echo«) oder schlicht durch Unlogik (wie kann etwas, was auf volle Autonomität dringt, etwas anderes verdoppeln?): »Die sprachliche Weltverdoppelung der Literatur im 20. Jahrhundert ist vielmehr eine, die auf die volle Autonomität ihres Sprachraums dringt.« *(Über Literatur)* Und im Umkreis des Konzepts der »Halluzinatorik« kommt es bei Heißenbüttel dann auch zur politischen Flucht nach vorne: »Wenn außersprachliche Vorstellung von Menschenwelt wissenschaftlich aufgesplittet und kaleidoskopiert ist, kann die Literatur nicht unmittelbar Spiegelbilder liefern. Sie muß das Spiegelbild sozusagen aus den Mitteln der Sprache erst entwickeln. Damit hat die Literatur insbesondere die Großform der Erzählung so etwas wie Macht bekommen, wie selten zuvor. Was ich mir sprachlich vorstellen kann (aus der Sprache heraus halluzinieren kann), ist fähig, Wirklichkeit zu decken. Meine Arbeit, als solche, selbst wenn es keine Leser dafür gäbe, könnte mehr bewirken als alle Kriege der Reaktion und alle Proteste der Progressiven.« *(Briefwechsel über Literatur)*

Den Erfahrungen *in* der Sprache (nicht *mit* Sprache) entsprechen nun auch die Verstöße *in* der Sprache (nicht *mit* Sprache). Die Verfahrensemphase erblickt die Teufel der Welt im grammatischen Detail. Doch die Veränderung in der Formulierung einer Konvention ist zunächst nur eine Veränderung der Formulierung; die Veränderung der Konvention selbst wäre zumindest ein Schritt mehr. Wenn man das Schild »Rasen betreten verboten!« verändert, gegen seine Wortfolge, gegen seine Typographie oder Speicherkapazität vorgeht, verändert man zunächst nur das Schild; das Betreten des Rasens selbst wäre zumindest ein Schritt mehr. Verstoß definiert sich nicht als Verstoß gegen traditionelle literarische Verfahrensweisen und syntaktische oder erzähltechnische Regeln, sondern als Verstoß gegen weitgehend sprachunabhängige Konventionen. Ideologiekritik (und darauf soll es ja offenbar doch ankommen) wird auch immer Sprachkritik sein müssen, aber das Verhältnis läßt sich nicht einfach – jedenfalls nicht ohne Zwischenschritte – umkehren. Heißenbüttels Verfahrensemphase von damals ist eine Projektion von Erwartungen, die die alten globalen Erwartungen an Literatur noch übersteigen.

Jede Poetik, auch die Autorenpoetik, hätte im Kern auch immer literaturfeindlich zu sein; statt das »Probehandeln« zur Antizipation herrschaftsfreier Zustände zu stilisieren, hätte man eher den freiwilligen oder den erzwungenen Verzicht auf die Aufführung zu bezeichnen; denn eine Lösungspraxis präsentiert Literatur per se nicht: die nichtsprachliche, die wort-lose. Auch wenn es nur um die Opposition gegen konventionelle literarische Verfahrens-

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

weisen geht, ist es aussichtlos, diese Opposition allein sprachmateriell begründen zu wollen; die »Bedeutung« von Sprachverwendung ist sprachmateriell nicht erfaßbar; Poetik braucht eine Welttheorie, oder zumindest eine über die sprachliche Wahrnehmung hinausgehende Wahrnehmungstheorie; auch Sprachkritik läßt sich nur sehr bedingt sprachlich vornehmen: Die wichtigsten Relativierungen von Sprache erfolgen durch die übrigen Wahrnehmungen, Erfahrungen.

Angetreten war Heißenbüttel mit dem Vorhaben, eine rationale, sprachmaterielle Programmatik der »Literatur der Moderne« zu entwerfen. Darin sollte Literatur als eine der Wissenschaft vergleichbare Tätigkeit erscheinen. Heißenbüttel verzichtete also auf die Vorteile einer kaum noch kritisierbaren Pamphlet-Poetik (wie bei Raoul Hausmann oder Carl Einstein) oder auf die Vorteile der ebenfalls schwer kritisierbaren poetisierten Poetik bzw. Trivialpoetik (wie z. B. bei Kurt Schwitters). Bei Heißenbüttel sollte es mit einer Redeweise, die über das wörtlich Gesagte nicht hinausweist, gegen eine metaphorische Redeweise gehen; abgesehen werden sollte von einer »höheren, gehobenen Redeweise«.

Durch die Hintertür stellt sich allerdings auch bei Heißenbüttel das nahezu unbeschädigt wieder ein, was Heißenbüttel durch die Vordertür hinausgeworfen hatte: Sprachfetischismus, Sprachmagie, Sprachalchimie, Sprachesoterik. Zwangsläufig kommt es bei Heißenbüttel zu den sprachmagischen Implikationen, zu denen seit jeher alle Autoren gekommen sind, die Literatur ungewöhnlich stark auf Sprache reduziert haben. (Die lange Tradition der Sprachmagie läßt sich fürs erste nachlesen in dem erwähnten Aufsatz von Harald Weinrich; am Beginn der deutschen Tradition der sprachmagischen Moderne wären zu nennen Arno Holz, Paul Scheerbart, Rudolf Blümner, Lothar Schreyer, Hugo Ball, Otto Nebel.)

Heißenbüttel stellt »einfache grammatische meditationen« *(Textbuch 1)* vor; Eugen Gomringer spricht vom »meditationsgünstigen Objekt«; Hartmut Geerken gibt Texte von sich als »Meditationstexte« aus; Heinz Gappmayer proklamiert seine Textvorlagen als »Meditationsobjekte«; Gerhard Rühm trägt eine »Phonetische Meditation« vor. Heißenbüttel spricht zwar nicht in seinen programmatischen Standardformulierungen, wohl aber in seinen (Selbst-)Interpretationen von »Exerzitien«, von Sprachteilen – »wie Lichter, die meine grundsätzliche Blindheit durchbrechen«. »Der Text hat meditativen Charakter«; »Reflexion und Meditation werden geradezu provoziert«. *(Über Literatur)* – Heißenbüttel spricht, Texte interpretierend, von »mystischer Entrückung« (*Sprache im technischen Zeitalter*, Nr. 9/10, 1964); vom »Augenblick der Erleuchtung« (*Theater heute*, Heft 5, 1965); Heißenbüttel spricht, Vorstellungen ausprobierend, von »Versenkung«: »Versenkung wie damals? Versenkung jedoch nicht in das Ein und Alles, sondern in das Gewordene und Zufällige der Redeweise, die jeder erreichen kann?« *(Von fliegenden Fröschen)*

Wenn es aber doch wieder – unvermeidlich – um irgendeinen Bezug auf das »Innere des Bewußtseins« geht, dann ist auch die Opposition nicht mehr aufrechtzuerhalten, die Heißenbüttel stets in Anspruch genommen hat: die

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Opposition gegen das metaphorische und symbolische Sprechen in der Literatur zuvor. Gerade dann, wenn eine verstärkte Hinwendung auf sprachmaterielle Verfahren zum bestimmenden Prinzip wird, werden in der Literaturpraxis die nichtsprachlichen Reste um so deutlicher; Wittgenstein, einer von Heißenbüttels Zeugen für die »Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt«, hat im *Tractatus* diese Reste bezeichnet: »Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische.«[10]

Heißenbüttel hat gelegentlich – allerdings eher als Statement und ohne Ausführung und Hinweis auf sich selbst – einige Male ältere Positionen korrigiert, z. B. in *Protokolle* (Heft 1, 1978), im Nachwort zu Gerz *(Das dritte Buch)*, im Gespräch mit Heinz-Ludwig Arnold *(Literaturbetrieb in der Bundesrepublik Deutschland)*. – Seit 1977 spricht Heißenbüttel von einer »Offenen Literatur«; auch dies sieht er nun als eine Entwicklung in der Tradition der Moderne; schlechthin alles sei jetzt in der Literatur erlaubt, weil alles als Literatur deklarierbar sei; und auch hierbei versucht Heißenbüttel, die »Offene Literatur« nicht etwa nur als Situation zu beschreiben, sondern er versucht, »Offene Literatur« wiederum als Programm zu vertreten: »Das bedeutet nicht, wie manche meinen, eine Neuauflage von Eklektizismus, sondern das ist etwas Neues, bezeugt eine Wende in der Weltgeschichte der Medien der Kunst.« (*Protokolle*, Heft 2, 1977) Wie immer man Heißenbüttels gegenwärtige Fürsprache für eine »Offene Literatur« oder für das Prinzip der »Verarschung«[11] verstehen mag – in einer Hinsicht jedenfalls geht beides nicht: als Programmatik, als tragfähiges theoretisches Konzept der »Literatur der Moderne«.

---

[10] Es gibt übrigens noch eine andere Art der ›raunenden‹ Sprachverwendung in Heißenbüttels theoretischen Schriften. Es sind die Texte, die nicht über die Nennung von Vorbehalten, die nicht über den Präambelstatus hinauskommen, z. B.: »Nachworte sollen Hinweise sein. Nachworte können irreführend sein. Auch Irreführungen sind Hinweise. Hinweise sind Irreführungen, weil der Hinweisende niemals auf das Ganze weist, sondern auf ein herausgegriffenes Teilstück oder auf ein mitlaufendes Moment. Das mitlaufende Moment kann sich als Schlüssel erweisen. Weiß das der Hinweisende? Weiß das der Leser des Nachworts? Und wenn er es zu wissen glaubt, woher nimmt er sein Wissen? Kommt es auf irgendein Wissen an?« usw. (Nachwort zu Michael Scharang, *Verfahren eines Verfahrens*. Neuwied: Luchterhand 1969). Mit diesen Präambeltexten ist besonders dann zu rechnen, wenn Heißenbüttel eine Preis-Rede zu halten hat. – Und desgleichen läßt sich im Zusammenhang mit magischen, mystischen Implikationen fragen, wie weit Heißenbüttels Vorliebe für die Zahl 13 davon entfernt ist.

[11] »Ich habe den Begriff der Verarschung nicht definiert als ein literarisches Kriterium, eine Kategorie, nach der man Literatur beurteilen kann, die Beispiele sollten nicht erklären, sondern nur Licht werfen, Schlaglicht, ich habe dieses Wort als Kategorie deklariert für das, was man heute zum Schreiben braucht. Die Spur Verarschung, die ich in dem finde, was ich heute, gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts lese, gilt mir als Qualitätsbeweis, oder nicht so sehr als Beweis einer Qualität, die dann wieder abmeßbar wäre, sondern als Zeichen des Widerstands, des Sichwidersetzens, das an die Stelle der Qualität getreten ist. Verarschung garantiert einen Rest, der nicht aufzulösen ist. Daß ich nichts weiß und infolgedessen zum Mittel der Verarschung greife, heißt, daß ich nicht nach Lösung sondern nach Aufzeigung suche. Ich knalle es hin. Oder ich schmuggle es hin. Oder ich schmuggle es unter. Was? Ich weiß es nicht. Auch dies ist eine Verarschung.« *(Von fliegenden Fröschen)*

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Anläßlich der »Literatur der Moderne« ist beinahe schon paradoxerweise klargeworden, daß Kommunikation aufgrund von Literatur, daß Kommunikation mit Literatur und über Literatur mit Sprache allein nicht zu erklären ist; genau deswegen erfährt man auch jedes literaturwissenschaftlich oder literaturkritische Sprechen über Literatur als eine merkwürdige Verkürzung. Entgegen der Erwartung Heißenbüttels kann Literatur gar nichts anderes versuchen, als immer wieder neu – durchaus auch mit neuen Verfahren – die »Erlebnisfähigkeit des Subjekts zu beleben«. Was denn sonst? Literatur ist Sprach*gebrauch*, ist das, was einzelne oder mehrere jetzt oder später damit machen können. Und Sprach*gebrauch* übersteigt Sprache.

CLAUS KOCH

»Die Sucht, alles zu sagen«

Über Julien Green

Der erste Satz. An jedem Tag wieder der erste Satz. Wem er gelungen ist, der hat oft schon fast gewonnen für diesen Tag. Sechzig Jahre lang, jeden Tag beginnend mit dem Ringen um die erste Zeile, den ersten Satz – wie viele Anfänge waren das? Abertausende von Seiten, deren jede sich, wie ein Vers von Mallarmé sagt, durch ihre Weiße verteidigte. Und dann, inmitten dieser Tausende alltäglicher Anfänge im Fluß des Werks, die großen Einsätze am Beginn eines neuen Romans. Bereits in seinen frühen Romanen legt Julien Green in die ersten Sätze das ganze Gewicht, eröffnet sofort seine fatalen Abläufe. Der zweite Roman, *Adrienne Mesurat*, erschienen 1927, wurde sogleich zum entscheidenden Erfolg. Julien Green erinnert sich:

»Als er erschienen war, bat mich Getrude Stein, mit der ich nicht bekannt war, um einen Besuch. Ich ging also, da man eine Einladung von Gertrude Stein nicht ablehnte, zu ihr, und sie empfing mich sehr freundlich. Sie sagte zu mir, auf englisch natürlich: ›Wissen Sie, Green, ich habe Ihr Buch gelesen und freue mich sehr, daß Sie Erfolg hatten. Wenn ich sage, ich habe ihr Buch gelesen – ich habe es teilweise gelesen. Und um genauer zu sein: Ich habe den Anfang gelesen. Und um noch genauer zu sein: Ich habe den ersten Satz gelesen und ich habe gesehen, daß das wirklich ein Satz ist mit einem Anfang, gut gebaut. Es war *ein* Satz, und ich finde es durchaus gut.‹ Das ist alles, was ich von Getrude Stein hörte, aber später, sehr viel später, erfuhr ich, daß sie dem ersten Satz eines Buches sehr große Bedeutung beimaß. Das Kompliment damals war größer gewesen, als ich gedacht hatte. Doch diese Geschichte vom

Lizenziert für Egmont Hesse am 10.10.2021 um 09:25 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH